

Das Traumhaus als NICHT-METAPHER

Du hast sicher schon mal vom Traumhaus gehört. Wie du also weißt, ist es ein realer Ort. Es steht aufrecht. Neben einem Wald, am Rand einer Wiese. Es hat ein Fundament, aber die Gerüchte über einbetonierte Leichen sind ziemlich sicher erfunden. Früher gab es eine Schaukel, aber jetzt baumelt an dem Ast nur noch ein Seil mit einem einzelnen Knoten im Wind. Vielleicht hast du Geschichten über den Vermieter gehört, aber ich versichere dir, sie sind nicht wahr. Schließlich ist der Vermieter kein einzelner Mensch, sondern eine ganze Universität. Mit den Vermietern könnte man eine Kleinstadt füllen. Stell dir das mal vor!

Die meisten deiner Annahmen sind korrekt: Es hat Böden, Wände, Fenster und ein Dach. Und wenn du annimmst, dass es zwei Schlafzimmer gibt, dann hast du sowohl recht als auch unrecht. Wer sagt, dass es nur zwei gibt? Jedes Zimmer kann Schlafzimmer sein, man braucht nur ein Bett – nicht mal das. Man muss bloß darin schlafen. Den Zweck eines Zimmers bestimmt, wer es bewohnt. Dein Handeln ist mächtiger als die Pläne jedes Architekten.

Ich betone das so, weil es wichtig ist, im Kopf zu behalten, dass das Traumhaus echt ist. Es ist so echt wie das Buch, das du in der Hand hältst, wenn auch weniger angsteinflößend. Wenn ich wollte, könnte ich dir die Adresse geben, dann könntest du selbst hinfahren und dir auszumalen versuchen, was sich in diesem Traumhaus abgespielt hat. Ich würde es nicht empfehlen. Aber du könntest es machen. Niemand würde dich daran hindern.

Das Traumhaus als SCHELMENROMAN

Bevor ich die Frau aus dem Traumhaus kennenlernte, wohnte ich in einem winzigen Dreizimmerhaus in Iowa City. Die reinste Bruchbude: Sie gehörte einem Slumlord, fiel allmählich auseinander und war mit einem bunten Strauß an Alptraumrequisiten gespickt. Es gab einen von oben bis unten roten Kellerraum – wir nannten ihn die Mordkammer –, der zu allem Überfluss auch noch mit einer Geheimluke und einem toten Festnetztelefon ausgestattet war. An anderer Stelle im Keller streckte eine lovecraftsche Heizungsanlage ihre Tentakel ins übrige Haus hinauf. Bei hoher Luftfeuchtigkeit schwoh die Haustür in ihrem Rahmen an und ließ sich nicht mehr öffnen wie ein blaues Auge. Als Pockennarbe prangte eine Feuerstelle auf dem riesigen Grundstück, das von Giftefeu, Bäumen und einem vor sich hin rottenden Zaun umgeben war.

Ich wohnte dort mit John und Laura und ihrer Katze Tokyo. Die beiden waren ein Paar, langbeinig und blass, in Florida zusammen aufs Hippie-College gegangen und nach Iowa gekommen, um ihren Master zu machen. Sie waren der Inbegriff von Florida Camp und Verschrobenheit, und am Ende der einzige Grund dafür, dass Iowa post-Traumhaus nicht völlig unten durch war bei mir.

Laura sah aus wie ein altmodischer Filmstar: großäugig und ätherisch. Sie hatte einen trockenen, verächtlichen, bitterbösen Humor, sie schrieb Gedichte und studierte Bibliothekswissenschaft. Sie wirkte auch wie eine richtige Bibliothekarin, wie ein weises Vermittlungsportal allgemein zugänglichen Wissens, als könnte sie einen jederzeit überall hinbringen. John hingegen sah aus wie eine Mischung aus Grunge-Rocker und exzentrischem Professor, der Gott gefunden hat. Er legte Kimchi und Sauerkraut in riesigen Schraubgläsern ein, die er wie ein durchgeknallter Botaniker auf der Anrichte in der Küche aufreichte. Einmal verbrachte er eine ganze Stunde damit, mir die Handlung von *Gegen den Strich* bis ins kleinste Detail nachzuerzählen, inklusive seiner Lieblingsszene, in der der

exzentrische, unsympathische Antiheld den Panzer einer Schildkröte mit exotischen Edelsteinen besetzen lässt, woraufhin das arme Tier unter dem Gewicht zugrunde geht. Als ich John kennenlernte, sagte er: »Ich hab ein neues Tattoo, willst du mal sehen?« Ich sagte: »Klar«, und er: »Okay, das sieht jetzt erst mal aus, als würde ich meinen Schwanz rausholen, aber das mach ich nicht, ich schwör«, und als er daraufhin ein Bein seiner kurzen Hose hochzog, kam auf seinem Oberschenkel eine selbstgestochene umgedrehte Kirche zum Vorschein. »Ist das eine umgedrehte Kirche?«, fragte ich, und er lüpfte grinsend die Augenbrauen – nicht anzüglich, sondern ehrlich verschmitzt – und sagte: »Umgedreht *für wen?*« Als Laura einmal in Bikinioberteil und abgeschnittenen Jeans aus ihrem gemeinsamen Zimmer kam, schaute John sie voll echter, unkomplizierter Liebe an und sagte: »Alter, wie gerne ich dir gerade ein Wasserloch graben würde.«

Wie eine Schelmin habe ich mein Erwachsenenleben damit zugebracht, von Stadt zu Stadt zu ziehen und an jedem Stopp Gleichgesinnte aufzugabeln, eine Gruppe (ein Fähnlein, ein kleines Getümmel) von Beschützer*innen, die auf mich aufpasste. Meine Collegefreundin Amanda, mit der ich zusammenwohnte, bis ich zweiundzwanzig war, und die mich mit ihrem scharfen, logischen Verstand, ihrer unerschütterlichen Art und ihrem trockenen Humor bei meiner Entwicklung von der aufgelösten Jugendlichen zur aufgelösten halbwegs Erwachsenen begleitete. Anne – Rugbyspielerin mit pinken Haaren und die allererste Vegetarierin und Lesbe, der ich begegnete –, die wie eine gütige Homo-Göttin über mein Coming-out wachte. Leslie, die mich mit Brie, Zwei-Dollar-Wein und Schmusestunden mit ihren Haustieren durch meine erste schlimme Trennung coachte. Eins dieser Tiere war eine gedrungene braune Pit-Bull-Dame namens Molly, die mir das Gesicht ableckte, bis ich vor Lachen nicht mehr konnte. Alle, die mein LiveJournal lasen und kommentierten, das ich zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig gewissenhaft führte und dabei mein Herz einem bunten Haufen aus Dichter*innen, queeren Freaks, Programmierer*innen, Rollenspielnerds und Fanfictionschreiber*innen ausschüttete.

John und Laura gehörten auch dazu. Sie waren immer da, miteinander auf die eine und mit mir auf eine andere Art vertraut, als wäre ich ein geliebtes Geschwisterkind. Natürlich war es nicht ihre Lebensaufgabe, über mich zu wachen, sie waren die Hauptfiguren in ihren eigenen Geschichten.

Aber diese Geschichte hier? Die gehört mir.

Das Traumhaus als PERPETUUM MOBILE

Mit acht spielte ich im Sportunterricht oft ein Spiel, wenn ich beim Baseball ins Outfield geschickt wurde. Ich entfernte mich so weit von den anderen, dass die Bälle, die sie schlugen, nie bis zu mir flogen, und unserer Sportlehrerin schien gar nicht aufzufallen, dass ich die ganze Zeit breitbeinig im hohen Gras saß.

Miss Lily war klein und gedrungen und hatte kurzgeschorene Haare, und ein Junge aus meiner Klasse nannte sie eine Lesbe. Ich wusste nicht, was das hieß. Ich glaube, er auch nicht. Es war 1994. Miss Lily trug weite Trainingshosen mit abstraktem Augenkrebsmuster in Neongrün und Neonpink. (Als ich in der Sonntagsschule die Geschichte von Josef und seinem bunten Mantel hörte, hatte ich sofort Miss Lilys Outfit vor Augen.) Der Synthetikstoff zischte bei jedem Schritt, man hörte sie immer schon von Weitem. Ich erinnere mich noch genau, wie sie versuchte, uns die isolierte Bewegung der Körperteile zu erklären – sie zog eine Linie durch ihren Körper, die am Kopf begann. Als sie im Schritt ankam, kicherten ein paar Kinder. Von da aus zeigte sie uns unsere linke und rechte Hälfte und erst, wie man sie getrennt voneinander bewegt, dann zusammen. Sie ließ die Arme kreisen wie ein Fahrgeschäft auf dem Jahrmarkt.

Fitness!, rief sie und berührte erst mit der rechten Hand den linken Fuß und dann mit der linken Hand den rechten Fuß. *Ihr habt nur einen Körper! Kümmert euch drum!* Vielleicht war sie wirklich eine Lesbe.

Wenn ich beim Baseball so im Gras saß, riss ich alles um mich herum aus, sodass meine Hände nach Erde und Zwiebelkraut rochen. Ich knickte Löwenzahnstiele und bestaunte die klebrige weiße Milch. Das Spiel geht so: Man nimmt die Löwenzahnblüte und reibt sie sich unters Kinn – in meinem Fall genau über die schmale weiße Narbe, die ich mir als Kleinkind bei einem Sturz in der Badewanne zugezogen habe –, so fest, dass die Blütenblätter sich auflösen. Wird dein Kinn gelb, bist du verliebt.